

bindung von beidem: Es war eine Zeit der sorgfältigen Analysen *und* des Handelns. In der Verbindung beider Faktoren sehe ich den Gegensatz zur wortreichen Tatenlosigkeit, welche das ökumenische Zeugnis der Christenheit immer wieder unglaubwürdig macht.

⁴ In der Diskussion im Anschluß an das Referat regte sich der Widerspruch vor allem gegen die These, daß auf allen kirchlichen Ebenen Initiativen miteinander verzahnt gewesen seien. Für viele AkteurInnen im Konflikt um Südafrika sind weniger die gelungenen Interaktionen und der fruchtbare Gedankenaustausch zwischen den Ebenen als die Gräben, die aufgerissen worden sind, in lebendiger Erinnerung geblieben. Die Geschichte dieser Gräben ist damals literarisch breit dokumentiert worden, was mich einerseits von dieser Aufgabe entlastet und mir andererseits die Gelegenheit gibt, auf die unterbelichteten Beispiele gelungener Interaktion hinzuweisen (vgl. dazu ferner Anm. 2).

Zu einer Hoffnung berufen – das Evangelium in verschiedenen Kulturen

Die Konferenz für Weltmission und Evangelisation
in Salvador/Bahia – Brasilien 24.11.–3.12.1996

VON GERT RÜPPELL

Die Weltkonferenz für Mission und Evangelisation, zu der für den 24.11.–3.12.1996 nach Salvador/Bahia in Brasilien eingeladen worden ist, steht als Elfte in der Folge all jener ökumenischen Missionskonferenzen, die sich bis auf das Jahr 1910 in Edinburgh zurückverfolgen lassen. Städtenamen wie Jerusalem, Madras/Tambaram, Whitby, Willingen, Accra, Mexico City, Bangkok, Melbourne, San Antonio stehen für einen weiten Weg, den die ökumenische Familie in dem Prozeß gegangen ist, sowohl die „Eine Hoffnung“ als auch die Gestalt zu artikulieren, wie sie sich in der „Vielfalt der Kulturen“ Ausdruck verschafft.

Ein Blick auf das Gastland, das ja auch deutsche Einwanderer aufgenommen hat und mit der großen Anzahl deutscher Investitionen für viele deutsche Konzerne weiterhin ein „Einwandererland“ ist, macht deutlich, warum für eine Konferenz zu diesem ökumenisch so zentralen Thema die Wahl auf Brasilien fiel. Es handelt sich ja nicht allein um die deutschen oder italienischen Einwanderer, die vornehmlich den Süden besiedelten, sondern schon mit den Portugiesen kam eine Kultur ins Land, die bald der einheimischen Kultur der „Indigenas“ keinen Raum mehr gab.

Salvador war der Ort, an dem die afrikanischen Sklaven angelandet, zwangsgetauft und verkauft wurden. Familien dienten – auseinandergerissen – den

Großgrundbesitzern nicht nur als Arbeitskräfte, sondern oftmals die Frauen auch als Konkubinen. So entstand eine afro-brasilianische Mischkultur, die ihren Ausdruck nicht allein im Aussehen vieler Menschen findet, sondern tief in der brasilianischen Lebensart verwurzelt ist. Afro-brasilianische Religiosität, wie sie sich ihren Ausdruck in Candomblé und Makumba verschafft, ist nur ein Beispiel dafür.

Brasiliens Geschichte kann auch als Geschichte der verschiedenen Monokulturen in der Landbestellung beschrieben werden. Vom Zucker zum Kaffee, zur Sojabohne haben immer Menschen Land verloren, sind in die Migration getrieben worden, und wo dies mit der wachsenden Ausbeutung von Naturschätzen einherging, wurden vor allem die einheimischen Indios mehr und mehr ihres Lebensraumes beraubt.

Es ist ein Land, dessen ökonomische Entwicklung zu Inflationsraten führt, die ständig die Frage aufkommen lassen, wie die Mehrzahl der Bevölkerung überlebt. Die wachsende Zahl der Kinder, die auf und von der Straße leben, ist ein Zeichen für den ökonomisch desolaten Zustand des Landes. Auch die Konferenz selber ist davon nicht unbetroffen, wenn etwa Hoteliers sich weigern, ein Jahr voraus Preisabsprachen zu treffen.

Dies beschreibt allzu knapp den Hintergrund jenes Phänomens, das man als die „Notwendigkeit, eine brasilianische Einheits-/Koexistenzideologie zu schaffen“, bezeichnen kann. Brasilien wurde/sollte als eine Familie verstanden werden, die es nie war, die es aber sein mußte, um seine inneren Konflikte meistern zu können.

Die Religion, wie sie mit den portugiesischen Kolonialherren ins Land kam, diente dabei als ein Instrument, die Staatsideologie als ein weiteres. Besonders die letztere hat sich immer wieder durch starke Militärs Ausdruck verschafft. Es gab Zeiten, in denen die katholische Bischofskonferenz von Brasilien auf den „Schrei des Volkes“ hörte und ein Prozeß einsetzte, der Brasilien zu einem Liebling nordatlantischer Theologen werden ließ, die Alternativen zur etablierten Theologie suchten. Die Wallfahrten zu den „Vätern“ der Befreiungstheologie – die Mütter kamen in den Schriften nicht vor – setzten ein.

Der Effekt von „releitura“, des Wiederlesens der Bibel im Kontext der Unterdrückung und Ausbeutung, war jedoch, daß überall jene Prozesse Gehör fanden, in denen Gemeinden sich außerhalb anerkannter theologischer Paradigmen um die Frage bemühten: Was sagt das Evangelium uns in der Situation unseres eigenen Kontextes? Es war ein Prozeß der Aneignung biblischer Botschaft durch die gesellschaftlich-ökonomischen „Ausgestoßenen“. Es brauchte in der ökumenisch orientierten Theologie lange, bis

gesehen wurde, daß diese Prozesse nicht allein in Lateinamerika abliefen, sondern ebenso in Afrika und Asien, ja bis hin zu den Gruppen, die dies auch, eher am Rande etablierter Kirchen, im nordatlantischen Bereich taten. Kontextualität in einer Welt wachsender Verelendung wurde das neue zentrale Paradigma theologischer Reflexion.

Zu einer Hoffnung berufen – Das Evangelium in verschiedenen Kulturen ist damit nicht allein ein Thema, das die Weiterführung der ökumenischen Diskussion um die Frage von Evangelium und Kultur betreibt, wie sie am sichtbarsten auf der Weltmissionskonferenz von Bangkok und auf der VII. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Erscheinung trat. Vielmehr befaßt sich das Thema zentral mit der Form, den Paradigmen und den Erfahrungen von Kontextualität unseres Glaubens heute. In den Worten Martin Conways geht es darum: „Wie kann der christliche Glaube sowohl bekannt und praktiziert werden als universale Wahrheit und doch all jene verschiedenen detaillierten Formen annehmen und Antwort sein auf die vielen verschiedenen Kulturen, in denen er angenommen wird?“¹ Das aber ist die Frage nach der Relevanz des christlichen Glaubens vor Ort für den ökumenischen Kontext. Von daher kann auf die Anfrage: Warum brauchen wir diese großen Konferenzen eigentlich noch?, allein schon mit der Geschichte der Weltmissionskonferenzen geantwortet werden. Auf ihnen wurde – und wird auch in Salvador – zentralstes Fragen nach christlich-theologischer Existenz heute behandelt. Zuvor aber noch ein paar Anmerkungen zum Kontext der Konferenz.

Für den europäischen Kontext war es das Verdienst des Missionswissenschaftlers Walter Hollenweger, der auf die wachsende Bedeutung der Pfingstbewegung früh hingewiesen hat. Inzwischen gibt es für den zentral-amerikanischen Raum eine detaillierte Analyse von Heinrich Schäfer. In all dem kommt zum Ausdruck, was heute ökumenische Realität ist. Große Teile der Christenheit leben ihren Glauben in Gemeinschaften, die mit den etablierten, ökumenisch orientierten Kirchen kaum offizielle Kontakte haben. Die Krise der Kirchen ist keine Krise der Religiosität, vielmehr eine der Spiritualität und Kontextualität. Hierzu hat kürzlich Clodovis Boff für die latein-amerikanische Situation eine erhellende Analyse beigesteuert.² Denn der Kontinent der nächsten Weltmissionskonferenz und spezifischer das Land Brasilien sind hierfür ein hervorstechendes Beispiel mit der überwältigenden Anzahl und Mitgliedschaft pentecostaler Kirchen. Die Frage nach dem „Wie“ des Miteinanderlebens wird mehr und mehr zu einer Frage der „Konfliktbewältigung“ und der „Überwindung eigener Furcht und Berührungsängste“. *Zu einer Hoffnung berufen* verweist hierbei auf die Richtung,

in der die Lösungen gefunden werden müssen. Sind wir in der Lage, Gott zu danken für das Werk, das er durch eine dieser Gruppen an dem Alkoholiker tut, der seine Familie tyrannisiert, aber durch die Berührung mit einer dieser „Sekten“ plötzlich zu einem „neuen Leben“ findet, in dem die Familie ohne Angst leben kann?

Zweifelsohne kann es nicht um jene Formen der Auseinandersetzung gehen, wie sie erst kürzlich den brasilianischen Subkontinent erschütterten, als an einem für die katholische Bevölkerung zentralen Feiertag in einem all-brasilianischen Fernsehprogramm der Prediger der Universal Church of God die Marienstatue nahm, sie mißhandelte und die Verehrung dieser Figur als heidnisch abkanzelte. Religiöse Ausschreitungen waren die Folge, und wieder einmal war die Frage der religiösen Koexistenz gewaltsam auf den Tisch geholt.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Konferenz für Weltmission und Evangelisation in einem Kontext stattfindet, der kulturell geprägt ist von Spannungen und Identitätssuche, sei es im religiösen oder im ethnischen Bereich, sei es zwischen dominanten „eingewanderten“ Bevölkerungsgruppen und dominierten Indios. Für das Thema der Konferenz ist das ein Hintergrund, wert, daß sich die Delegierten und Besucher, aber auch die Presse *zuvor* ausführlich mit ihm beschäftigen; denn, das sei hier abschließend angemerkt, alle Fragen danach, ob der Konferenzort angemessen ist und nicht eventuell leichtere, billigere Möglichkeiten hätten gefunden werden können, müssen damit beantwortet werden, daß Brasilien, und Salvador insbesondere, einen Kontext in nuce dessen darstellt, womit die Mehrzahl der Christen in der heutigen Welt konfrontiert ist. Indem sie darauf Antwort suchen, zeigt sich, wie relevantes missionarisches Zeugnis heute aussehen kann und muß.

Eine Konferenz zu Evangelium und Kulturen?

Immer wieder wird mit Bezug auf die Konferenz in Salvador von einer Konferenz über „Evangelium und Kultur“ gesprochen. Das ist insofern berechtigt, als mit der Aufnahme dieses brisanten ökumenischen Themas der Konferenz ihr inhaltlicher Stempel aufgeprägt wird. Jedoch, und darauf kann nicht oft genug verwiesen werden, stehen im Konferenzthema vor diesem Komplex vier Worte, die die Richtung der Konferenz aufzeigen: „Zu einer Hoffnung berufen“.

Ana Langerak, die Exekutivdirektorin der Programmeinheit II des ÖRK „Kirchen in der Mission: Gesundheit, Bildung, Zeugnis“ fragt in einem

kürzlich veröffentlichten Artikel zum Thema der Konferenz zu Recht: „Warum bestehen wir auf der Hoffnung, wenn der Tod der Utopie erklärt worden ist; wenn Post-modernität glorifiziert wird; wenn die Sehnsüchte der Verarmten durch ein System kooptiert werden, das, die Sprache der Armen nutzend, diese zynisch gegen sie kehrt; wenn die Kranken für ihre schlechte Gesundheit verantwortlich gemacht werden und die Analphabeten für ihre Ignoranz; wenn Gebrochenheiten alter und neuer Form jede Form von Gemeinschaft und Verbundensein zerstören – warum verweist eine Weltmissionskonferenz gerade dann auf das Thema der Hoffnung?“³

Langerak verweist damit auf die alte Weisheit, daß christliche Hoffnung seit altersher sich immer in der Mitte von Leiden und Bosheit hat beweisen müssen. Ihre Stärke lag nie auf der Seite der Sicherheit, der Macht, des leichten Erfolges, sondern auf der Seite der unbewaffneten Gebrochenheit Christi.

Zu einer Hoffnung berufen zu sein, ist dann der Ruf in die Mitte all dieser Gebrochenheiten, Hoffnungslosigkeiten, all der Suche nach Sinn und kultureller, ethnischer, sprachlicher und religiöser Identität, um glaubhafte Zeichen im SEIN und HANDELN zu setzen. Mit anderen Worten, die missionarische Herausforderung für die Gemeinde Jesu Christi ist die, wie sie mit Gott in dieser Welt zusammenarbeitet, um die *Oikoumene* ein *Oikos* werden zu lassen – ein Haus, eine Familie von Männern, Frauen, Kindern, Alten und Gebrochenen, ein Haus der Fülle der Gaben, Kulturen und Möglichkeiten, der Offenheit, des Vertrauens, der Liebe und der Gerechtigkeit. So sind die Kirchen, die Christen aufgerufen, in einer Welt zentrifugaler Kräfte der Trennung und Spaltung sichtbare Zeichen des Berufenseins zu der Einen Hoffnung zu sein. Damit ist zugleich gemeint, daß es in aller Verschiedenheit, die sich in der Frage der kulturellen Identität, der Gruppenzugehörigkeit, des Lebensstiles legitim äußert, um die *Form* geht, in der und durch die wir unsere Zugehörigkeit zum Volke jener ausdrücken, die ihre Kraft in der Mitte der Gebrochenheit dieser Welt aus dem Wissen um Gottes Reich, Gottes Erbarmen und Gottes Liebe ziehen. Von dieser Kraft wissen wir, daß sie uns zugesagt ist, wenn wir dem Ruf zu dieser einen Hoffnung Folge leisten.

Jene Konflikte, die die Christenheit bis heute davon abgehalten haben, ihre Einheit in sichtbarer Form darzustellen, „damit die Welt glaube“, werden dann mindestens zum Teil aufgehoben, wenn wir in der Nachfolge mit dieser EINEN Hoffnung ernst machen, d.h. aber auch, wenn wir die verschiedenen Formen der Spiritualität entdecken und ernstnehmen, die Menschen im Kontext ihrer jeweiligen Kulturen erfahren und leben.

In diesem Sinn sind wir alle nur Pilgrime auf dem einen Weg und müssen sicherlich immer neu lernen zu respektieren, daß es unterschiedliche Weisen gibt, diesen Weg zu gehen. Die Würde unseres Glaubens, d.h. unsere Glaubwürdigkeit in der Welt verlieren wir dann, wenn wir einander abstreiten, daß wir aus der Einen Hoffnung heraus handeln.

Damit berührt die Weltkonferenz nicht nur das umfassende Thema der Einheit, sondern auch die nicht-theologischen Faktoren, die diese Einheit behindern. Die Nachfolge in der EINEN HOFFNUNG berührt natürlich auch das „Wie“ dieser Nachfolge, das heißt die Frage von Ekklesiologie und Ethik. Ihr wird zur Zeit detaillierter in der Einheit III nachgegangen. Wenn der Ruf in die Hoffnung verstanden wird als ein Ruf in die Welt, in deren Gebrochenheit Gott in seiner Mission am Werk ist, dann ist das Handeln in der Mission als Handeln im Kontext der Strukturen der Ungerechtigkeit, des Unfriedens und der Schöpfungszerstörung gefragt. Die vorausgehenden Missionskonferenzen haben Mission immer in diesem Umfeld verstanden, die kommende wird sich darin nicht von ihnen unterscheiden.

Worin unterscheidet sie sich dann? Wer die Arbeit der Einheit II des ÖRK verfolgt hat, weiß, daß der Vorbereitungsprozeß diesmal grundsätzlich anders verläuft als bei anderen Konferenzen. Es gibt keine großen Vorbereitungsbande, sieht man einmal von den Beiträgen zum Konferenzthema ab, die in der International Review of Mission enthalten waren und sein werden, wobei gerade diese Zeitschrift 1996 zu jedem Schwerpunkt eine Nummer herausbringen wird. Sodann sind keine großen Redner zu erwarten, die der Konferenz ihren Anschub geben sollen. Vielmehr wurde unmittelbar nach der Vollversammlung von Canberra 1991 ein Prozeß in Gang gesetzt, der unter dem Namen „Das Evangelium und die Kulturen – Studienprozeß“ bekannt ist. Hier bereiten in einer Vielzahl von Ländern Menschen jenes Material vor, das die Grundlage für die Arbeit auf der Konferenz sein wird. Studienzirkel, Kommissionen, Forscher, Gemeindegruppen setzen sich mit der Frage auseinander, wie das Evangelium in ihrer jeweiligen Kultur Fuß gefaßt hat. Wo immer man hineinhört in diese Prozesse, merkt man, mit welcher Spannung und welchem Interesse hier ein Thema, aus der dogmatischen Diskussion herausgenommen, plötzlich zum Gegenstand eigenen Lebens, eigener Erfahrung geworden ist. Aus diesen Prozessen wird die Konferenz ihre „Nahrung“, ihren „Anschub“ beziehen. Dabei ist wichtig, daß das Thema vom Plural (Kulturen) spricht; denn überall erleben Menschen Kultur längst nicht mehr als Monokultur, sondern als pluriform. Zum anderen verweist der Plural natürlich auf den *oikos*, d.h. das eine Haus, in dem wir leben und dessen „Inneneinrichtung“ nun einmal die verschiede-

nen, in der Geschichte geformten Ausdrucksformen besitzt. Wie aber wird dann *authentisches Zeugnis innerhalb der jeweiligen Kulturen abgelegt*? Das ist einer der Fragebereiche, mit denen sich der Studienprozeß wie auch die Konferenz selber auseinandersetzen. Die vier sogenannten „Foci“ sind: *Authentisches Zeugnis innerhalb jeweiliger Kulturen; Evangelium und Identität in der Gemeinschaft; Lokale Gemeinde in pluralistischer Gesellschaft; Ein Evangelium – verschiedene Kulturen*. Die Delegierten sollten soweit irgend möglich im Studienprozeß engagiert oder zumindest in seinem Schlußteil beteiligt sein, der zur Zeit weltweit zu einer ersten Zusammenfassung der Ergebnisse führt.

Dies erscheint den Konferenzorganisatoren nicht allein deshalb zentral, weil damit ein Großteil der Erfahrungen vor allem von der gemeindlichen Basis mit aufgenommen werden kann, sondern auch, weil während der Konferenz in einer „*Encontro*“ genannten Veranstaltungsreihe die Ergebnisse dieses Studienprozesses von den Gruppen vorgestellt werden sollen. Die Konferenz selber hat eine begrenzte Teilnehmerzahl (500), die es nicht erlaubt, neben Delegierten auch noch Vertreter der verschiedenen Gruppenvertreter einzuladen. So muß versucht werden, diese Repräsentanz über den Auswahlprozeß der Delegierten zu gewährleisten.

Das *Encontro* muß man sich als eine Veranstaltungsreihe vorstellen, bei der getrennt nach Kontinenten die Gruppen jeweils wesentliche Inhalte ihrer Prozesse darstellen. Diese Darstellungen werden von liturgischen Momenten über Videos bis hin zu Theatervorführungen reichen. Alle Delegierten werden vier solcher Veranstaltungen besuchen, um ein möglichst breites Bild von der Konferenzthematik zu erhalten.

Die Schwerpunkte verweisen aber auch darauf, daß sich die Konferenz in weitestem Maße der Kontextualität missionarischer Verkündigung zuwendet. Hier Antworten zu finden bzw. Wege aufzuweisen, wird eine der großen Herausforderungen in einer Zeit, in der nicht nur missionarische Verkündigung einen „Boom“ erlebt, sondern weil infolge globaler Migration zunehmend Vertreter anderer Religionen mit Menschen in traditionell christlichen Gebieten in Berührung kommen und der Kontext missionarischer Verkündigung plötzlich zum dialogischen Kontext wird, gewollt oder ungewollt. Die Frage christlicher Identität im Miteinander und im Gegenüber zu Menschen anderer religiöser Überzeugungen ist nicht länger eine Frage geographischer Zugehörigkeiten.

Die Frage nach der Kontextualität missionarischer Verkündigung wird aber auch dort brisant, wo Kirchen Mitglieder verlieren, weil diese ökonomische Gründe als Anstoß nehmen zu fragen, was Verkündigung mit der

Erfahrungswirklichkeit zu tun hat, die sie tagtäglich durchstehen. Rührt dies daher, daß die Verkündigung nicht mehr sozial und politisch übersetzt wurde und damit nicht mehr missionarisch sein konnte; daß Verkündigung nicht mehr ortsansässig war in den kulturellen Erfahrungen? Die Konferenz wird sich damit in Überlegungen zu einer interkulturellen Hermeneutik befassen. Wegen der Komplexität dieses Bereichs hat daran innerhalb des „Studienprozesses“ eine eigene Gruppe gearbeitet. Ihre Ergebnisse werden in die Konferenz einfließen.

Wesentlich für die Konferenzplanung, dies sei nochmals betont, ist ihr partizipatorischer Ansatz. Erst die Zusammenfassung des globalen Studienprozesses im Juni wird die Konturen ganz sichtbar werden lassen, die die Konferenz letztlich haben wird. Die beteiligten Gruppen sind eingeladen, eine Ausstellung zum Konferenzthema zu beschicken, die ihre Diskussionsprozesse visualisiert. Wichtig werden die Gruppendiskussionen der Delegierten ebenso sein wie die Gottesdienste. Deshalb bereitet eine eigene Arbeitsgruppe, zum Teil vor Ort, die gottesdienstliche Gestaltung der Konferenz vor. Während dieser Artikel entsteht, betrauern wir im Vorbereitungskomitee für die Gottesdienste den Verlust unseres kreativsten brasilianischen Mitglieds. Seine Eingaben werden zweifelsohne die Andachten weiter prägen.

Zur missionarischen Verortung

Die Konferenz wird sich mit einer Reihe spezifischer Fragestellungen zu beschäftigen haben. Die Tatsache, daß neuere missionarische Bewegungen oftmals ohne Absprache mit lokalen Kirchen in andere Kirchen missionarisch eingreifen, hat die ökumenische Bewegung seit ihren Anfängen beschäftigt (Comity-Agreement). Wir erleben gegenwärtig zweifelsohne häufig eine Aufkündigung dieses „uralten ökumenischen Konsensus“. Das Evangelium im Kontext verschiedener Kulturen bedenken, verlangt deshalb zu klären, was „Gemeinsames Zeugnis“ und was „Verantwortliche Beziehungen zwischen Christen in der Mission“ bedeuten. Dazu gehört auch „Partnerschaft in der Mission“, wie sie im deutschen Raum jüngst von der Vereinigten Evangelischen Mission (VEM) und ihren Partnern praktiziert wird. Zu beiden Fragestellungen laufen intensive Konsultationsprozesse.

In allem geht es um die Verortung missionarischen Handelns in einer Welt drastischer Veränderungen. Am Ende jenes Jahrtausends, das in der missionarischen Ausbreitung einer europäisch-nordatlantischen Form von Christentum viele Fragen aufgeworfen hat, gilt es mehr denn je *Mission heute* zu

bedenken. Es ist die Welt zwischen dem Gestern und dem Morgen, die unser missionarischer Ort ist. Dies ist der Hintergrund eines speziellen „Hearings“, das eine neue ökumenische Aussage zu Mission und Evangelisation vorbereiten soll.

Als 1982 in nahezu direktem Anschluß an die Weltmissionskonferenz von Melbourne der Zentralaussschuß des Ökumenischen Rates das Dokument „*Mission und Evangelisation – Eine ökumenische Erklärung*“ veröffentlichte, wurde diese Erklärung in den Folgejahren weitverbreitet genutzt. Gilt sie aber in gleicher Weise noch heute? Dazu hat die Kommission der Einheit II eine Umfrage unter den Kirchen gestartet. Sie ergab, daß die missionarischen Erfahrungen der Kirchen an vielen Punkten neu beschrieben werden müssen. Das alte Dokument ist weder zu ersetzen noch fortzuschreiben. Gebraucht wird eine Standortbeschreibung, wo sich angesichts des Morgen Kirchen und Missionsbewegung heute befinden.

In einer weiteren Umfrage wurden Material und Erfahrungsberichte von einem weiten Netzwerk innerhalb der Programmeinheit II erbeten. Denn ihre Auswertung wird auf jenem „Hearing“ vorgelegt, um die verschiedenen Prozesse der Konferenz zusammenzubinden. Das geschieht bereits im Blick über Salvador hinaus auf die VIII. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen und dessen Bemühungen, unter dem englischen Titel „*Common Understanding and Vision of the Ecumenical Movement*“ das Warum und den ökumenischen Zusammenhalt neu zu bekräftigen. Dabei wird das Missionarische neu als ein Seinsgrund („Esse“) ökumenischer Gemeinschaft zu beschreiben sein. Dem unter dem Arbeitstitel „*Ecumenical Statement on Mission*“ laufenden Dokument fällt dabei eine zentrale Aufgabe zu.

Die Weltmissionskonferenz ist somit ein Schritt im ökumenischen Gespräch über das „Gemeinsame Verständnis und die gemeinsame Vision von ökumenischer Bewegung“. Die Konferenz wird, so ist zu hoffen, deutlich machen, daß ökumenische Existenz heute immer zugleich missionarische Existenz heißt. Es ist Mission im Kontext der Gebrochenheit von Gerechtigkeit, Frieden und Schöpfungsbewahrung. Es ist „Mission nach der Weise Christi“, in der wir Gott folgen in die Vielfalt der Kulturen. Salvador wird aber auch daran zu messen sein, wie es uns gelingt, die Dringlichkeit von missionarischem Zeugnis an Generationen zu vermitteln, die in säkularisierten Gesellschaften aufwachsen und mit dem Begriff, den Inhalten und den Herausforderungen missionarischer Existenz nichts mehr anfangen können. Damit ist diese Konferenz auch ein „Bildungsereignis“, um ökumenisch-missionarischen Nachwuchs zu gewinnen.

- ¹ Martin Conway, A Universal Faith in a Thousand and One Contexts, IRM Vol LXXXIV Nos.332/333, January/April 1995, S. 133.
- ² Clodovis Boff, The Church in Latin America between perplexity and creativity, SEDOS bulletin 1995, Vol 27, 5 15th May, 131–141.
- ³ Ana Langerak, The Significance of the Salvador Conference Theme, IRM, Vol. LXXXXIV No. 334, July 1995, p 238f.

Das Vorbild der Urgemeinde

Ägyptisches Mönchtum und evangelische Kommunitäten als Täter des Wortes*

VON CHRISTOPH JOEST

„Der intensive Umgang mit der Bibel und das ständige Sich-Ausrichten an ihren Vorbildern ist zweifellos Kennzeichen eines christlichen Lebens, besonders nach evangelischem Verständnis“, so schreibt Ingrid Reimer in ihrem Buch über das verbindliche Leben in (evangelischen) Bruderschaften und Kommunitäten.¹ Dem kann das Wort einer katholischen Ordensfrau zur Seite gestellt werden: „Die Sehnsucht nach der Urkirche, die christlichem Mönchtum eingeboren ist, hängt aufs engste damit zusammen, daß es selbst dort geboren wurde. Frühchristliche Weise zu glauben, zu leben, Mensch zu sein aus dem Geist Jesu Christi, mit einem Wort: frühchristliche Spiritualität ist der Mutterboden des Mönchtums. Aber auch das Umgekehrte gilt: daß die Sehnsucht nach dem Mönchtum dieser altkirchlichen Zeit eingeboren ist. Es ist die Sehnsucht, mit dem wörtlich genommenen Evangelium so ernst wie möglich zu machen.“²

Das „Leben nach dem Evangelium“ – eine Brücke zwischen den Konfessionen? In der Tat: evangelische Kommunitäten erleben es so. Sie erfahren es auf vielfältige Weise, denn sie leben gemeinsam, teilen ihre Habe, schenken ihr Leben im Verzicht auf die Ehe ihrem Herrn – und entdecken, daß sie nicht die ersten sind, die das tun. Sie haben ein Lebensfeld betreten, das andere schon vor ihnen „beackert“ und „urbar gemacht“ haben. Die vielfältigen Berührungspunkte, die sich hier ergeben, habe ich bereits andersorts am Beispiel von vier evangelischen Kommunitäten in Deutschland ausführlich beschrieben.³ Hier soll der eine, fundamentale Aspekt dieser Verbundenheit hervorgehoben und beleuchtet werden, nämlich der für beide